

IRIS SAYRAM Für euch



CLAASSEN

Iris Sayram
Für euch

IRIS SAYRAM Für euch

Classen

Für Mimi

Mama

Ich habe einen Flug um die Mittagszeit genommen, um zu Dir zu kommen. Es regnet. Du willst Clementinen haben und Wäsche aus Deiner Wohnung, Hausschuhe, ein frisches Handtuch. Ich bin noch zu unserer Lieblingsbäckerei Zimmermann und habe Dir zwei Reihenweckchen und Bärenatzen gekauft. In den letzten Jahren hast Du mir sicher eine ganze Tonne davon nach Berlin geschickt. Voll die Umsatzeinbußen, wenn Du nicht da bist. Dann bin ich endlich im Krankenhaus St. Antonius, 4. Etage, Station Cecilia. Seit gestern bist Du runter von der Intensiv. Mal wieder eine Lungenentzündung, die Dich vor vier Tagen hergezerrt hat. Du liegst in einem Zweibettzimmer. Die ältere Dame neben Dir schaut kaum auf, als ich reinkomme. Im Bett am Fenster liegst Du, ganz schwach. Als Du mich siehst, reißt Du Dir trotzdem gleich den Sauerstoff aus der Nase, versuchst Dich aufzustützen. Wir halten uns lange in den Armen, länger als sonst. Du hast einen kräftigen Oberkörper, den Du nicht mehr ganz gehalten bekommst. Deine Arme liegen schwer auf meinen Schultern. Du bist ganz warm. Ich stelle Dir die Hausschuhe hin. Deine Füße

riechen. Du hast immer lecker gerochen, ich kenne Deinen Schweißgeruch gar nicht. Wenn ich Dich früher im Knast besucht habe, hast Du irgendwie so nach feucht gewordenem Gummi gerochen, aber nie nach Schweiß. Ein seltsamer Geruch, den ich nie wieder bemerkt habe.

Ich ziehe Dir Deine Socken aus. Von Deinen Beinen rieseln abgestorbene Hautschüppchen. So trocken Deine Haut. So lange die Socken nicht gewechselt. Seitdem Du im Krankenhaus bist? Du hast natürlich eine offene Dose *Bebe*-Creme an Deinem Bett stehen. Ohne die bist Du, seitdem ich denken kann, selten aus dem Haus. Ich nehme reichlich und creme Deine Beine und Füße ein. Ich massiere Deine Zehen, Deine Waden, Deine Fußballen. Ob Du das magst, weiß ich nicht. Das habe ich vorher noch nicht gemacht. Wir waren nie so die touchy Typen, die sich ständig »hab Dich lieb« gesagt haben.

Ganz leise und verschämt fragst Du nach einem frischen Schlüpfer. Deine Bettunterlage ist etwas nass. Du wolltest keine fremde Hilfe, hast auf mich gewartet. An meinem Arm helfe ich Dir ins Bad, ganz langsam. Du bist echt schwer, wankst. Ich habe Angst, dass Du hinfällst. Im Bad ziehe ich Deinen alte Schlüpfi aus. Mit letzter Kraft beugst Du Dich über das Waschbecken. Mit einem grünen Waschlappen wasche ich Deine Beine, Deinen Unterleib. Ich knie hinter Dir. Als ich so zwischen Deine Beine gucke, sehe ich zum ersten Mal, wo ich vor über vierzig Jahren rausgeschlüpft bin. »Du sahst aus wie ein Affe«, hast Du immer zu mir gesagt, weil ich bei der Geburt wohl überall dunkle Haare am Körper hatte. Ich bin neugierig, wie Du

nackt aussiehst, so ein achtzigjähriger Körper. Du hast überall blaue Flecken. Es tut mir weh, sie anzusehen. Dich kümmern sie gar nicht, Du jammerst nicht. Das hast Du nie. Ich hätte mir nie vorstellen können, dass ich das mal mache. Dich so waschen. Es fühlt sich okay an. Kein Ekel, keine Scham. Früher war das anders. Ich habe mich vor Dir geekelt, hatte übertriebene Angst, mit Deinem Blut oder auch nur Speichel in Berührung zu kommen. Bescheuert. Du hast mir aber auch das nicht übel genommen.

Du gibst Dich mir heute völlig preis. Und ich kann es endlich annehmen! »Du kennst dat von dinge Kinderchen, ne?! Jut machste dat!«, sagst Du. »Ja«, antworte ich. »Morjen wäschst Du mir die Haare.« Als wir fertig sind, kommt das Abendessen. Wenig hast Du auf dem Teller. Eine Scheibe Graubrot und Salami. Ich schmiere sie Dir und schneide das Brot in kleine Vierecke. »Schäfchen« hast Du das früher genannt und immer für mich gemacht. Heute schneide ich Dir die »Schäfchen«. Mich kneift es im Herzen, weil es so viel sagt. Du isst nur ein paar. Ich habe noch Erdbeeren gekauft, die ich wasche, schneide und Dir reiche. Du reichst mir jede zweite wieder zurück. Du würdest mich am liebsten füttern. Ich muss schmunzeln. Du strahlst mich an. Einmal Kind, immer Kind. Die Erdbeeren schmecken erstaunlich gut für Dezember. Danach helfe ich Dir wieder zu Deinem Bett. Du sitzt an der Kante, machst plötzlich große Augen und sagst: »Ich habe Angst zu sterben!« – »Du stirbst nicht! Ich verspreche Dir, dass Du hier nicht stirbst. Du stirbst irgendwann, aber nicht hier!« Ich

habe meine Stimme gehoben, weil ich das mit Nachdruck sage. Du schaust mich nur an, sagst nichts. Das Fieber ist weg. Der Blutdruck gut, die Sauerstoffsättigung auch. »Dein Herz ist aus Titan«, sage ich. Es wird nie aufhören zu schlagen, hoffe ich. Ich bin mir völlig sicher. Du legst Dich hin. Ich habe Dich etwas angestrengt. Du fragst nach Weihnachten. Du willst wissen, ob ich nicht doch noch heiraten werde, fragst nach den Kindern. Du arbeitest innerlich eine Liste ab, ich checke es überhaupt nicht.

Du wirkst müde. Sagst mir noch, was Du alles brauchst: neue Einlagen, Deinen Rollator, mehr Schlüppis. Du fragst nicht, wie sonst, nach Zeitschriften. *7 Tage, Das Neue Blatt, Freizeit Revue* – wie sehr Du die Geschichten darin magst, mir den neuesten Tratsch immer gleich erzählen wolltest. Jetzt interessiert Dich nicht mehr, was drinsteht.

Ich bin in Deiner Wohnung. Der Geruch ist so vertraut. Vom Regen bin ich total nass. Bei Dir ist es wie immer schön warm. Manche würden sagen übertrieben warm. Nie musste ich bei Dir frieren. Das liebe ich. Ich wasche die schmutzige Wäsche. Als ich Dir frische zurechtlege, stöbere ich in Deinem Schrank. Krass, wie ordentlich alles ist. Die Duftsäckchen, Seifenstücke. Ich finde zwischen Deinen sorgfältig gefalteten Handtüchern einen alten Babyshuh, seit Jahren wie ein kostbarer Schatz hier aufbewahrt. Früher hast Du immer auch Geld zwischen den Sachen versteckt. Ich habe damals ständig alles abgesucht in der Hoffnung, noch 'nen Zehner zum Feiern zu finden.

Gefunden habe ich dabei meistens Kondome. Der Job halt, für den Du Dir nicht zu schade warst, um uns all das zu geben, was auch immer wir haben wollten. Und wir hatten wirklich alles! Am Ende bist Du doch noch krank geworden. Das Virus hat Deinen Körper zerfressen: Teile Deines Gehirns und Deiner Lunge. Immer wieder ist es dieses scheiß Organ, das Dich lähmt, Dich nicht mehr richtig atmen lässt, jeden Schritt beschwerlich macht, Dich ins Krankenhaus zwingt. Immer wieder hast Du es gepackt. Immer wieder bist Du aufgestanden.

Eine Ewigkeit habe ich nicht ferngesehen. Ich besitze nicht mal einen Fernseher. Deiner ist so groß wie eine Kinoleinwand! Wie ein Gemälde hängt er an der Wand und ist Mittelpunkt Deiner kleinen Wohnung. Wie es sich hier gehört, gucke ich VOX und RTL. Ob es an meiner Stimmung liegt? Die Mario-Barth-Witze sind wirklich nicht zu ertragen. Mein Blick schweift ab zu Deinem Sideboard, über Deine Regale. Überall stehen kleine Figürchen, Engel, Karten, die ich Dir mal geschrieben habe. Fast verblasst und etwas verstaubt. Seit sechzehn oder siebzehn Jahren lebst Du hier schon.

Als mein Mantel wieder trocken ist, fahre ich doch noch mal los zu meinem alten Kumpel Florian, raus nach Lindenthal. In seiner neuen Wohnung ist der gesamte Boden aus echtem Marmor. Wir belächeln das als völlig übertrieben, aber es ist halt da. Sein Balkon ist riesig. Wir trinken unser Kölsch, rauchen unser Zigarettchen und gucken auf den dunklen Stadtwald. Im Licht einer Laterne sind

Tennisplätze zu erkennen. Es ist einer der schönsten Stadtteile Kölns. All das ist für uns inzwischen nix Besonderes mehr. So lebt man halt, hat man halt. Ich ja auch. In meine über hundert Quadratmeter große Dachgeschosswohnung im Berliner Prenzlauer Berg führt direkt der Fahrstuhl! Ich habe zwei Terrassen. Noch nie musste ich mich sorgen, dass mein Strom abgestellt wird, die Wohnung zwangsgeräumt wird. Anders als Du. Du hast nie einen Hehl daraus gemacht, wie krass das alles für Dich ist, dieser Luxus. Sagst immer, wie stolz Du auf mich bist. Aber Mimi! Nichts davon hätte ich ohne Dich!

Später schlafe ich hier auf der Couch ein. In Deine Wohnung gehe ich nicht zurück. Ich hasse es, alleine zu schlafen. Als Kind habe ich es geliebt, wenn Du bei mir im Bett geschlafen hast. Es stand in unserer Küche, damals am Friesenwall 53. Ich habe Dich im Arm gehabt, mein Bein über Deinen dicken Körper gelegt und Deinen Daumen gehalten. »Mimi, Däumchen geben«, habe ich immer gesagt. Später, als Du für ein paar Jahre in den Knast musstest, habe ich auf einer Matratze auf dem Boden neben Papa geschlafen. Tagsüber haben wir die übereinandergelegt. Mit einer Wolledecke drauf sah es dann aus wie ein richtiges Sofa in seinem winzigen Apartment mit Pantry-Küche an der Aachener Straße 13. Komisch, mir hat es damals völlig gereicht. Ich brauchte keinen Garten, kein eigenes Zimmer, nicht mal ein eigenes Bett. Papa war so abhängig von seinem Codein, dass ich bei seinem kalten Entzug nur Angst hatte, dass er morgens nicht mehr aufwacht, aber es ging gut. Das Geld war immer knapp.

Manchmal hatten wir wochenlang keinen Strom. Seine Glückssträhne beim Zocken war doch meist eher eine Pechsträhne. Als Du wieder aus dem Knast raus warst, hast Du versucht, Dein eigenes, neues Glück zu finden und Dich getrennt. Als Papa ein paar Jahre später im Sterben lag, hast Du Dich trotzdem rührend um ihn gekümmert, obwohl Ihr Euch früher so oft verletzt hattet, auch körperlich.

Morgens bekomme ich frisches Rührei. No offense, Flo, aber es ist das schlimmste Rührei, das ich in meinem Leben je gegessen habe. Zum Glück ist ein Markt direkt vor der Haustür. Es ist noch früh am Morgen. Vielleicht schläfst Du noch. Wir waren immer alle Langschläfer. Vor zehn ging nix. Ich lasse mir also Zeit und gehe, zurück in der Stadt, noch eine Runde über den Friesenwall, unsere alte Gegend. Ein paar Puffs gibt es noch: das *Moulin Rouge*, der *Blaue Engel*. Wie ein nostalgisches Denkmal, ein bisschen Schmuddel-Deko in der inzwischen sehr feinen Gegend. Ob da heute noch angeschafft wird? Früher saßen die Damen in dieser Gegend sogar in den Schaufenstern. »Fotomodelle« hast Du die immer genannt, noch bevor Du auch eines wurdest. Eigentlich ganz nette Frauen. Wir sind mit ihren Hunden Gassi gegangen, und Du hast ihnen das Treppenhaus geputzt. Manchmal haben wir uns danach, wenn gerade kein Freier da war, noch einen Moment zu ihnen gesetzt und ich habe mit den Hunden gespielt. Bei Sabine zum Beispiel. Als einer ihrer kleinen Yorkshires mal läufig war, packte die resolute blonde Sabine ein Kosmetiktuch und griff beherzt in den Hunde-Unterleib. War

mit ihrem dicken Zeigefinger und Daumen nicht ganz einfach, dieses kleine Ding zu fassen. Sie hat es geschafft und mit schnellen, gleichmäßigen Bewegungen das Tier wieder »beruhigt«. »Die müssen auch Druck ablassen«, sagte sie, als sie das Ergebnis mit Küchenkrepp abwischte. Den Job durch und durch gelebt. Danach setzte sie sich wieder ins Fenster. Ihr habt Euch einfach weiterunterhalten, als wäre nichts gewesen. Gut oder schlecht, richtig oder falsch – das gab es hier nicht. Es fehlte auch keinem.

Ich räume Deine Wohnung noch etwas auf. Mache die Wäsche fertig, bringe den Müll runter. Im Kühlschrank schimmelt ein offenes Wurstpaket, alte Nudeln. Du hast mir um neun schon aufs Band gesprochen: »Mädchen, bringst Du mir den Spiegel mit, der kleine, und eine Schere, eine dünne Schere im Schrank.« Deine Stimme klingt fast normal, kaum angestrengt. Du verlierst kein Wort darüber, dass Du nachts gestürzt bist. Kein Wort, dass Du sofort geröntgt und durch den CT gejagt wurdest. Ich besorge alles, was Du mir aufgetragen hast. Dein Rollator ist vollgepackt bis oben hin. Wie eine homeless person, die ihren gesamten Hausrat durch die Gegend schiebt, fühle ich mich. Ständig fällt mir ein Bindenpaket von *Tena Lady* runter. Funktionieren die Fahrstühle an den U-Bahnen? Die Frage ist entscheidend! Krass, wie anstrengend das ist. Ich brauche eine gefühlte Ewigkeit zu Dir! Du isst gerade zu Mittag, Suppe. Du strahlst mich an! Dein Lächeln geht über beide Bäckchen! Dein Gesicht? Ach Du Scheiße!!! Dein linkes Auge ist total blau, geschwollen. Auch auf Deiner Stirn ist

ein riesiges Hämatom. Du siehst aus wie nach einer Kneipenschlägerei! Aber es kratzt Dich gar nicht. Ohne Wut oder irgendeine Aufregung erzählst Du von der Nacht. Im Kopf sei zum Glück nix passiert. Keine inneren Blutungen. Du bist aus Titan, Mimi! Sage ich doch! Unkaputtbar! Nur heute bist Du etwas schwach. »Komm, lass Dich noch mal fest drücken.«

Du zeigst mir Deine Pillenration. Bist unsicher, ob es wirklich die für Dich richtige Kombination ist, die Du seit Jahren nimmst. Es ist lebenswichtig, dass diese scheiß Pillen richtig kombiniert eingenommen werden. Seit über zwanzig Jahren stehen sie auf Deinem Speiseplan. Anfangs hast Du von dieser Therapie starke Nebenwirkungen gehabt. Schlimme Albträume. In einem, den Du mir erzählt hast, stehst Du am Fenster unserer alten Wohnung, reißt handtellergroße Fleischstücke aus Deinem Körper und wirfst sie auf die vorbeigehenden Passanten. Panisch versuchen die Leute, sich vor den ätzenden Fetzen zu verstecken. Was für ein grausamer Traum. Viele andere haben die Therapie damals abgebrochen. Du nicht! Du hast sie durchgezogen, ohne zu jammern. Inzwischen verträgst Du sie sehr gut. Ich kläre im Schwesternzimmer, ob Du alles bekommst. Tivicay? »Die kosten ja vier- bis fünftausend Euro! So was halten wir hier nicht vor«, sagt eine der Schwestern. Panik! »Sind Sie sicher? Können Sie bitte noch einmal nachschauen? Meine Mutter hat sie eigentlich immer bei sich!« Etwas widerwillig schlappt die Pflegerin in ihren vergilbten Clogs zu einem großen Regal und zieht einen dicken Metall-Ordner hervor. Laut blättert sie, bis sie

zu Deiner Akte kommt. »Ach doch, da ist es! Die hatte Ihre Mutter tatsächlich bei der Einlieferung dabei.« Sie tippt auf die sehr lange Tablettenliste. Beruhigt laufe ich zu Dir ins Zimmer zurück. »Ja, Mimi, ist drin!« – »Und die hier, was ist dat? Blutdruck?« Du hältst mir eine kleine hellblaue Pille entgegen. Ich laufe wieder zu den Schwestern. Meine Apple-Watch piept. »Du scheinst zu trainieren«, steht auf dem Display. In der Tat: Die Rennerei bringt mich ins Schwitzen. Der Pflegerin schenke ich ein breites Lächeln, als ich wieder in ihrer Tür stehe. Sie lächelt gequält zurück. Zeile für Zeile gehen wir die Liste gemeinsam durch. »Alles stimmt, Mimi. Das muss Deine Blutdrucktablette sein.« – »Bist Du sicher? Ich hab sonst immer so weiße!« Du guckst mich mit Deinen großen blauen Augen fragend an. »Also gut.« Ich gehe noch mal ins Schwesternzimmer. Geduld ist von Vorteil in diesem Beruf.

Das mit dem Haarewaschen wird heute nix, aber wenigstens die Füße kommen dran. Deine Glieder sind krass steif, ich bekomme Deine Füße kaum in die Waschschüssel gestellt. Vorsichtig bugsiere ich erst den einen Fuß, dann den anderen in das warme Wasser. Früher hast Du die Hornhaut immer mit einem Bimsstein abgeschrubbt. Das hast Du lange nicht gemacht. Mit der kleinen Schere, die ich auf Deine Anweisung mitgebracht habe, versuche ich, Deine Nägel zu schneiden. Mann, sind diese Nägel hart! Die kleine Schere streikt. Ich freue mir einen richtigen Keks, als ich in meiner vermüllten Handtasche ausnahmsweise mal etwas Brauchbares finde: »Tada, eine richtige Nagelschere!« Ich halte sie mit beiden Händen wie einen

Pokal in die Luft, um kurz danach doch wieder an Deinen Krallen zu scheitern. Es hilft nix, ich muss noch mal zu den Schwestern. Dein lautes Lachen begleitet mich, als ich schwitzend das Zimmer verlasse. Die Apple-Watch meldet sich wieder: »Bravo, Du hast Deinen Trainingsring geschlossen. Weiter so!« Bewaffnet mit einer kleinen Zange komme ich zurück. Deine Wade klemme ich mir unter meinen Arm und drücke mit aller Kraft zu. Ich stöhne laut, ächze. Winzig kleine Nagelstückchen fliegen mir ins Gesicht. Ich kann nicht anders: Ich muss losprusten. Dir stehen ohnehin schon längst die Tränen in den Augen. Humor hast Du schon immer gehabt. Egal, in welcher scheiß Situation wir gesteckt haben: Wir haben gelacht. Als ich Dir vor drei Jahren vor Deiner Augen-OP geholfen habe, den Patientenbogen auszufüllen, habe ich Dich abgefragt: »Hast Du Blutdruck?« – »Ja«, »Durchblutungsstörungen?« – »Öhö«, »Schlaganfall?« – »Öh, jo!«, »Herz-Kreislauf-Erkrankungen?« – »Jo«, »Atemwegserkrankung?« – »Jo, COPD«, »Krämpfe?« – »Öhe, unruhige Beine«, »HIV?« – »Auch, ja.« Kurze Pause: »Ach, kreuz doch direkt dat janze scheiß Dinge mit ›Ja‹ an.« Wir konnten nicht mehr. Ich hab geheult.

Nach dieser unbeholfenen Pediküre setzt Du Dich an die Bettkante. Ich schaue mir Deine Haare an. Diese Frisur! Ich glaube, Du bist der letzte Mensch, der immer noch eine Dauerwelle trägt (bei Deinen feinen Haaren eher eine mini Minipli). Eine Witzvorlage für RTL-Komiker. Das hat Dich nie gestört. Konsequenterweise hast Du alle Vorschläge, Deine Haare so zu tragen, wie sie die meisten Mütter meiner

Gymnasium-Freunde getragen haben, abgelehnt: »Näää, dat is doch nix für mich.« Damals war ich oft genervt. Heute liebe ich Deine Konsequenz. Ich selbst war oft zu feige, zu mir zu stehen. Und was viel schlimmer war: Häufig war ich auch noch zu feige, zu Dir zu stehen. Ich habe mich für Dich geschämt. Geschämt, dass Du anders ausgesehen hast; Angst davor gehabt, dass man Dir ansehen könnte, was Du beruflich machst. Dabei hast Du viel Geld damit verdient und es uns im Überfluss gegeben. Dafür habe ich mich nicht geschämt. Dafür schäme ich mich heute. Ich bin stolz, wie Du uns durchgebracht hast! Ich liebe die Geschichten von früher, aus den Diskotheken, in denen Du abends als Klofrau gearbeitet und tagsüber geputzt hast. Woher hattest Du bloß diese Kraft? »Für euch«, hast Du immer gesagt.

Ich schaue mir Deine Haare jetzt genauer an. Du hast kaum noch welche. Und die, die noch da sind, sind am Hinterkopf völlig verfilzt. Seit Tagen hast Du Dich nicht gekämmt. Ich versuche, ganz vorsichtig zu sein, weiß ich doch, wie sehr Du um jedes einzelne Haar besorgt bist. Es dauert ganz schön lange, bis ich sie einigermaßen durchgekämmt habe. Aber das ist nicht schlimm, wir haben Zeit. Es ist irgendwie auch schön, so hinter Dir auf dem Bett zu sitzen. Du lässt mich völlig gewähren. Als ich sie entwirrt habe, frage ich, ob ich Dir zwei Zöpfchen machen soll, damit sie beim Liegen nicht so zerknuddeln. Du bist einverstanden, und ich freue mich ein bisschen, dass ich Dich noch mal umstylen darf. Ich fange an zu flechten.

»Hasse überhaupt Haarjummis dabei?« – »Na klar!« Bei Deinen dünnen Haaren ist es eine ganz schöne Fingerübung. Hauchzart sind die Zöpfe. Die Gummis sind viel zu groß und halten nur ganz schwach. Aber egal. Als ich fertig bin, helfe ich Dir beim Aufstehen. Sobald Du die Hände an Deinem goldenen (!) Rollator hast, flitzt Du auch schon wieder los, als wäre nix gewesen. »Huch, bist Du schon im Bad?« Ich habe ein gutes Gefühl, dass Du wieder auf die Beine kommst: »Du packst das Mimi! Echt!«

Im Badezimmer bittest Du mich, Dich noch mal zu waschen. Wieder lehnst Du Dich mit Deinen Ellbogen über das Waschbecken, die Beine etwas gespreizt. Wie bei einer Razzia. Das kennst Du ja gut. Ich ziehe Dich aus und wasche Dich, ziehe Dir Dein Nachthemdchen über. Es hat dunkelrote Pünktchen und eine dezente Spitzenbordüre. Es sieht sehr hübsch aus. Aus Deiner Wohnung habe ich noch Doktor Drandells Collagenbooster mitgebracht. Du gehörst wegen Deiner teuren Medikamente zu den VIP-Kunden Deiner Apotheke und bekommst immer den besten Pflege-Shizzle geschenkt. »Komm, Mimi! Wir gönnen uns noch ein bisschen Wellness!«, schlage ich vor. »Ja, jut! Mach Mädchen!«, stimmst Du zu. Ich breche die kleine Glasampulle auf. Die leicht ölige Flüssigkeit reicht locker für uns beide. Wie in den Profi-Kosmetikstudios versuche ich, das Zeug auf unsere Gesichter aufzutragen. Ein leichtes Zupfen hier, ein wenig Klopfen dort. So! Fertig!

»Du bist echt eine schöne Frau«, sage ich. Du ziehst die dünn gezupften Augenbrauen hoch, zuckst mit dem Kopf, so wie Du das immer machst, wenn man etwas besonders

Dämliches gesagt hat: »Ach!«, und schnalzt noch mit der Zunge hinterher. Dann gehen wir zurück ins Zimmer.

Jetzt nimmt auch Deine Zimmernachbarin plötzlich Notiz von uns. Sie reißt die Augen auf: »Oh, wer kommt denn da? Das ist ja eine ganz neue Person! Waren Sie schon die ganze Zeit hier mit mir auf dem Zimmer?«, scherzt sie. »So eine schöne Frau!« Du lächelst ein wenig verlegen. »Ja, jaaa!«, sagst Du so nach dem Motto: Verarschen kann ich mich selber. Aber ein bisschen geschmeichelt bist Du schon. Du guckst mich mit einem schiefen Lächeln an und musterst meine Frisur: »Jib mir noch dinge Haarreifen.« – »Wat, echt?« Meinen nigelnagelneuen Haarreifen aus petrolfarbenem Samt. Ich versuche noch kurz, es Dir auszu-reden: »Guck mal, ich hab den auch in Schwarz. Willste den nicht lieber?« Du musst schmunzeln, weil Dir klar ist, was ich da gerade versuche. »Ne, ne – komm! Rück den blauen raus!« Ich gebe nach. Auch ohne Spiegel hast Du offenbar geahnt, wie toll er zu Deinen hellblauen Augen passt. Selbst das Veilchen fügt sich farblich perfekt ein. Du sitzt auf der Bettkante wie eine kleine Königin mit ihrem Krönchen.

Ich mache ein letztes Foto. Es ist Samstag 14:44 Uhr.

Du legst Dich wieder ins Bett. Ganz vorsichtig, damit die Zöpfchen halten. Für mich ist es leider Zeit zu gehen. Du fragst: »Musst Du wirklich schon los?« »Ja, Mimi«, sage ich, »aber ich komme spätestens Weihnachten wieder.« Du lächelst noch einmal dieses große, liebevolle, reine Lächeln.

Ich umarme Dich. Nicht besonders fest, nicht intensiv. Ist schließlich nicht das letzte Mal.

Der Anfang

Irmtraud

Meine Mutter wurde 1939 als Irmtraud geboren. Mimis Vater war Maschinenschlosser, ihre Mutter kümmerte sich zu Hause um die vier Kinder. Als der Vater schwer verletzt aus dem Krieg zurückkam, konnte er nicht mehr so viel arbeiten. Die Familie war in den Nachkriegsjahren ziemlich arm. Bildung spielte für die Kinder, also auch meine Mutter, keine große Rolle, mit der Schule war nach der 7. Klasse Schluss.

Eigentlich wollte sie Schneiderin werden, aber ihr Vater war der Meinung, dass sie keine Ausbildung brauche, ohnehin bald heiraten, Kinder kriegen und zu Hause bleiben würde. Bis dahin sollte sie irgendwas »Richtiges« arbeiten, um schnell Geld zu verdienen und damit die Familie zu unterstützen. Ihr Vater war eine wichtige Bezugsperson für sie. Sie liebte ihn sehr und wollte seinen Willen nicht infrage stellen.

Und so kam es: mit achtzehn der erste Mann, Heirat, Kind. Dann der zweite, Heirat, Kinder. Aber glücklich wurdest Du nicht. Du wolltest nicht nur zu Hause sein, nicht nur Windeln wechseln. Du wolltest auch tanzen. Dabei

hast Du dann ziemlich oft Deinen Kopf und Dein Herz verloren.

Im Stadtzentrum von Köln ist es auch 1967 noch nicht besonders schön. Es gibt zwar das alte Stadttor aus der Römerzeit, aber drumherum stehen kastenförmige Häuser und eine riesige Kaufhalle, bevor direkt um die Ecke die lange Flaniermeile mit etlichen Cafés, Bars und Kneipen beginnt – der Kölner Ring. Neben dem Stadttor ist ein Kino. Die berühmte Er-trinkt-Kölsch-, Sie-trinkt-Kölsch-Reklame auf einem der Häuser leuchtet zuverlässig abends bis hierhin. An den Feierspuren, die die Nacht vor die Klubs und Bars gespült hat – Glasscherben und Zigarettentstummel – sieht man, dass diverse »Ers« und »Sies« einige Kölsch intus gehabt haben müssen. Köln ist die Hauptstadt der strenggläubigen Katholiken – und der Nachtschwärmer. »Chicago vom Rhein« heißt es, weil Köln auch als Hauptstadt der Bandenkriminalität gilt. Besonders krass ist die Zuhälterei. Männer, die Frauen auf den Strich schicken, gehören ebenso zu den wilden Sechzigern. Die entsprechenden Bars breiten sich schneller aus als Fußpilz, wobei eben Liebe und Sex in einem Abwasch mit kommerzialisiert werden.

Was zu dieser jetzt gelebten neuen Freiheit aber nach wie vor kaum ins Bild passt, sind Ehefrauen, die raus wollen aus alten Rollen, mittanzen, mitfeiern wollen. (Eine davon warst Du, Mimi.)

An einem Samstagmorgen 1967 sitzt meine Mutter in ei-

nem Café am Rudolfplatz. Es liegt etwas ungewöhnlich; nicht auf Straßenebene, sondern in der ersten Etage, in die eine Rolltreppe führt. Entsprechend heißt auch der Laden: *Rolltreppe*. Sie ist schon früh in diesem Café, um die Wohnungsanzeigen im *Kölner Stadtanzeiger* zu studieren. Die krausen, dünnen Haare sind etwas verwuschelt. Die Kleidung knitterig. Sie hat am großen Versicherungsgebäude der Provinzial, nur ein paar Meter von der *Rolltreppe* entfernt, auf der Parkbank geschlafen. Das Gebäude selbst ist ein auffälliger, vielgeschossiger Bau mit viel Glas in der Art der schnörkellosen Architektur der Sechzigerjahre. Es bringt ein bisschen Manhattan-Feeling in die Gegend. Vor der Tür gibt es eine sehr hübsche Rasenanlage. In der Mitte ist ein Springbrunnen, eingekreist von einigen Parkbänken. Wenn man da so liegt und nur dem rauschenden Wasserspiel zusieht, könnte man das Gefühl haben, an einem ganz beschaulichen Ort zu sein mit meditativem Plätschern – man darf nur nicht seinen Blick an der Fassade des Hochhauses entlangleiten lassen, dann ist es vorbei mit dem Idyll. Es gibt schönere Orte zum Schlafen als diesen, aber ohne Dach über dem Kopf ist das eine der nicht ganz so schlimmen Möglichkeiten – jedenfalls wenn es nicht regnet oder schneit. Zwei Nächte hat meine Mutter hier schon verbracht. Sie ist quasi, nein, eigentlich ist sie wirklich obdachlos, nachdem ihr aktueller Ehemann sie mit einem Waschmaschinenschlauch aus der Wohnung geprügelt hat. Sie war ausgegangen und kam viel zu spät nach Hause – vielleicht war es nicht das erste Mal, aber das letzte Mal in dieser Ehe, der zweiten, die gescheitert ist. Das

Schlimmste daran ist: Den Kontakt zu den Kindern verliert sie. Nicht sofort, aber schleichend und endgültig. (Auch Jahre später fällt es Dir schwer, darüber zu reden. Ich weiß fast nichts über sie. Du wirst nie richtig darüber hinwegkommen.)

Ein paar Wochen hat sich meine Mutter in Hotels und Pensionen über Wasser gehalten. Sie jobbt in der Kaufhalle auf der Schildergasse in der Lebensmittelabteilung im Untergeschoss. Das ist nicht sehr weit vom Rudolfplatz entfernt. Aber jetzt reicht das Geld selbst für eine Pension nicht mehr. Samstag ist Wohnungs-Such-Tag in Köln! Heute erscheinen in den meisten Lokalblättern die neuesten Anzeigen. Man muss schon früh aufstehen und sich ans Telefon klemmen. Manche kommen sogar morgens um vier direkt zur Druckerei, um als Erste die Zeitungsannoncen in die Hände zu bekommen. Sorgfältig geht meine Mutter jedes einzelne Inserat durch. Sie ist dabei nicht emotional, sie weint nicht, sie funktioniert einfach. Sie hat schlicht keine Zeit, über das »Warum musste es so kommen?« und »Lässt sich das Ganze wieder kitten?« nachzudenken. Es ist, wie es ist, und so arbeitet sie Zeile um Zeile der Annoncen ab. Allerdings ist sie völlig übernächtigt. Trotzdem ist meine Mutter attraktiv. Sie hat hell leuchtend blaue Augen, die Haut ist ganz zart. Das Gesicht ist schmal und fein. Die Haare sind da schon etwas dünner, sie schimmern rötlich braun. Meine Mutter wirkt fast wie Schneewittchen, nur viel frecher. Sie hat einen gewissen Ausdruck im Gesicht, wenn sie so übertrieben genervt, mit leicht zuckenden Augenbrauen, zur Seite guckt (und

dieser Ausdruck ist viele Jahre später noch da, wenn ich oder irgendwer anderes etwas besonders Doofes macht oder sagt). Mit tief gesenktem Kopf merkt sie noch gar nicht, dass sie ein paar Tische weiter ein Mann beobachtet. Er ist Ausländer, Gastarbeiter bei Ford. Mustafa.

Auch das ist neu in den Sechzigerjahren: Goldene Zeiten in sämtlichen Branchen. Die Stadt braucht Leute, die mit anpacken. Es kommen sehr viele Menschen voller Hoffnung auf eine bessere Zukunft nach Deutschland. Sie stammen aus der Türkei, Italien, Griechenland und Spanien. In Köln stellen vor allem die Ford-Werke mehr als zehntausend Türken an ihre Fließbänder. Ihre Integration ist kein Teil des Abkommens, besonders viel Wert wird auf »Gast« in »Gastarbeiter« gelegt. Viele von ihnen bekommen außerhalb des Wohnheims kaum Kontakt, geschweige denn dass sie Bekanntschaft mit den Ur-Kölnern machen. Kaum einer spricht Deutsch, und das verbessert sich auch nur schwer. Doch trotz dieser Trennung beider Welten sickert in die gutbürgerliche Parallelwelt eine gewisse Angst vor den Fremden ein. Man nennt sie »Kameltreiber«, »Paselacken« oder schlicht »Kanacken«, die doch nur »ihre« deutschen Frauen »vernaschen« wollen (das Wort passt, glaube ich, ganz gut in die Zeit). Die meisten Gastarbeiter sind ohne ihre Familien gekommen und der ein oder andere riskiert, da wo er eben kann, durchaus auch mal einen Blick auf die andere Welt und ihre Frauen.

Mustafa ist 1962, vor fünf Jahren, aus Istanbul gekommen. Er war einer der Ersten, die sich auf dieses Anwer-

beabkommen gemeldet haben. Ursprünglich stammt er aus Kayseri, einer Stadt in Zentralanatolien mit einem fast viertausend Meter hohen Vulkan. Es gilt als das Schwabenlände der Türken, weil Menschen von dort ein guter Umgang mit Geld nachgesagt wird. Das gilt allerdings nicht für Mustafa, obwohl er aus einer sehr soliden und auch wohlhabenden Familie stammt. Er hat eine gute Schulbildung samt Abitur und Deutschkenntnissen. Eigentlich wollte er Jura studieren. Doch es ist anders gekommen. Auch in den türkischen Großstädten gab es Ende der Fünfziger- und Anfang der Sechzigerjahre heftige Studentenproteste gegen die damalige Regierung. Mustafa selbst ist sozialdemokratisch geprägt aufgewachsen. Sein Vater, Hussein, war sogar Vorsitzender der CHP in Kayseri, der Partei von Staatsgründer Mustafa Kemal Atatürk. Seine Familie war von seiner modernen Politik durch und durch begeistert. Die Namensgleichheit ist daher kein Zufall.

Auch Mustafa ist politisch, nur lauter und radikaler. Er grölt auf einer Demo Parolen gegen den Präsidenten. Das kam schon damals nicht gut an bei den Polizisten, die ihn gleich einkassierten und wegen Präsidentenbeleidigung für vier Wochen ins Gefängnis steckten. Eine traumatische, schlimme Erfahrung für ihn. Sein Jura-Studium war damit gelaufen, bevor es begonnen hatte. Sein Plan B, Pilot zu werden, scheidert an seiner Kurzsichtigkeit. Deutschland wirkte da wie eine Verheißung; ein Land der tausend Möglichkeiten, in dem jeder vom Tellerwäscher zum Millionär werden kann. Mustafas Traum ging so: Er wollte in Deutschland politischer Karikaturist werden. In

der Türkei schien das, vor allem nach seiner Erfahrung im Gefängnis, viel zu gefährlich. Nachdem er auch noch mit einer verheirateten Frau angebandelt hatte, war Anfang der Sechzigerjahre alles in allem ein guter Zeitpunkt, das Land zu verlassen. Und jetzt eben Köln. Mustafa hat hier immerhin das Glück, nicht in einem Wohnheim, sondern in einer wirklich schönen Wohnung zu wohnen. Er ist Anfang dreißig, 172 Zentimeter groß und sehr schlank. Seine tiefdunklen Augen schimmern in der Sommersonne grünlich. Die dichten Haare sind ein wenig lockig und pechschwarz. (»Ne wirklich schöne Mann!«, sagst Du später immer über ihn, Mimi.)

»Sie sehen sehr traurig aus. Sie sehen so aus, als könnten Sie Hilfe gebrauchen!« Als Mustafa meine Mutter in dem Café aus ihren Gedanken holt, ist sie im ersten Moment völlig genervt. Von Männern und ihren ungeschickten Anmachen ganz besonders. Aber auch mit Ausländern hatte sie bis dahin keinen Kontakt und war dem Fremden gegenüber eher abgeneigt, so kennt sie es aus ihrer Welt, aus der sie stammt. Ihre sehr dünn gezupfte Augenbraue zuckt, der Blick geht zur Seite. Mit der Zunge schnalzt sie verächtlich: »Ach, verpiss Dich!« Aber Mustafa tut genau das nicht, bleibt vor ihr stehen und schmunzelt. »Ich habe Sie schon eine ganze Weile beobachtet. Erzählen Sie! Was ist los? Vielleicht kann ich Ihnen ja helfen«. Meine Mutter ist überrascht, wie gut der Fremde deutsch spricht. Sie guckt ihn sich genau an, wie er da vor ihr steht: schicker dunkelgrauer Anzug, eine Zigarette lässig im Mundwinkel. Er

zieht, und der Qualm dampft aus sämtlichen Gesichtsoffnungen. »Hm«, sagt meine Mutter. Mustafa versteht das als Einladung, sich hinzusetzen. Sie lässt es geschehen und beginnt, ihre Geschichte zu erzählen. Bis dahin ist es nicht oft vorgekommen, dass ihr jemand wirklich einfach nur zugehört hat. Es dauert einige Zigarettenlängen und mehrere Tassen Kaffee, bis sie sich ausgesprochen hat. »Tja, jetzt sitze ich hier und brauche dringend eine neue Bleibe«, sie atmet tief aus. »Wenn es nur das ist, Sie also nur eine Wohnung suchen, kann ich meine Vermieterin fragen. In meiner WG ist gerade ein Zimmer frei.« Er lächelt. Sie guckt ihm jetzt direkt in die Augen. Jetzt erst bemerkt sie, wie schön die tiefgrünen Flecken in seinen Augen glitzern. Und erst diese Zähne! Ganz gerade und schon fast leuchtend weiß. Ihr Lächeln wird sehr, sehr breit. Sie bestellen eine weitere Tasse Kaffee. Es wird nicht ihr letzter sein.

Mustafa

Die WG ist gar nicht weit weg vom Café *Rolltreppe*. Sie liegt in der Händelstraße, auf der Rückseite des großen Versicherungsgebäudes am Rudolfplatz. Die Wohnung gehört einer älteren Dame und hat insgesamt sechs Zimmer. »Sagen Sie, haben Sie denn überhaupt eine Arbeit«, die Vermieterin hat die Arme vor ihrer Brust gekreuzt, das Kinn leicht vorgeschoben. Ihr Blick wandert von den Füßen meiner Mutter bis rauf zu den Haarspitzen. »Ja, in der Kaufhalle«, meine Mutter antwortet nur das Nötigste. Ihr

Herz klopft. »Jetzt bloß nichts Falsches sagen«, denkt sie sich. Sie will unbedingt wieder ein vernünftiges Dach über dem Kopf haben. »Na, denn ist das ja kein Problem. Dann können Sie das Zimmer haben.« Die Vermieterin löst ihre Arme und streckt meiner Mutter jetzt die Hand aus, doch sie zieht sie noch einmal kurz zurück: »Aber, das eines klar is: Herrenbesuch ist nit erlaubt! Dat is ein anständiges Haus hier!« – »Nä, von Männern hab ich die Schnauze voll«, lacht Mama. Erleichtert greift sie zu und schüttelt die Hand ihrer neuen Vermieterin etwas doller als nötig. »Danke, vielen, vielen Dank!« Irmtraud hat ihre erste eigene Bleibe für 320 Mark Miete im Monat. »Das müssen wir feiern. Im Friesenviertel kenne ich ganz gute Kneipen. Hätten Sie was dagegen, wenn ich Ihnen die zeige?«, fragt Mustafa unsicher. »Nö, nix habe ich dagegen!« Mamas Gesicht hört gar nicht auf zu strahlen. Es ist der Fremde, der meine Mutter in die Ecken der Stadt führt, die fern der eher braven Tanzcafés liegen, die sie bislang kannte. Heute Abend geht es los – das richtige, raue und wilde Kölner Nachtleben. Fast selbstverständlich, ohne großes Aufheben greift Mustafa nach ihrer Hand, als sie die erste volle Bar betreten. Er lässt sie nicht mehr los. Meine Mutter hat Schmetterlinge im Bauch.

Noch teilt sich Mustafa sein WG-Zimmer mit einem Freund. Doch es bleibt nicht lange bei getrennten Zimmern. Mustafas unmittelbarer Mitbewohner bekommt eine eigene Wohnung und zieht aus. Am Anfang schleicht sich meine Mutter noch heimlich ins Nachbarzimmer, die

Vermieterin darf ja nichts mitbekommen. »Kein Herrenbesuch!« Die strenge Warnung der Vermieterin klingt beiden noch nach. So was macht man ja schließlich nicht und dann auch noch mit einem Ausländer! Aber irgendwann ist das beiden ziemlich schnuppe. Schon nach wenigen Wochen hat meine Mutter es wieder getan – sich verliebt.

Der Kontakt zu den Eltern und auch zu den Geschwistern meiner Mutter bricht jetzt völlig ab. Ihr »Lebenswandel« und die »wilde Ehe« mit einem Türken sind einfach zu viel für das zarte konservative deutsche Gemüt. »Du brauchst Dich hier nicht mehr blicken zu lassen, wenn Du Dich mit dem Ausländer-Pack abgibst«, schreit man ihr bei einem ihrer letzten Besuche »zu Hause« hinterher. Die Worte ihrer Eltern nimmt meine Mutter wörtlich, auch wenn es schwer für sie ist. Vor allen Dingen fehlt ihr der Vater sehr. Aber sie sieht sich nicht in der Lage, die Wogen zu glätten. Die ganze Angelegenheit wird vertagt, und im Rausch der Gefühle klappt es ganz gut, den Gedanken an ihre Familie für einige Zeit zu verdrängen. Doch aus dieser einigen Zeit wird eine ziemlich große.

Mustafa oder »Musta«, wie meine Mutter ihn nennt, hat in seiner Verliebtheit nur eine Kleinigkeit auszusetzen. »Dein altdeutscher Vorname Irmtraud, das klingt nicht modern, viel zu spießig, nazi-deutsch!«, sagt er. »Komm, wir nennen Dich ab jetzt einfach – hm ...? – »Sonja!«, meine Mutter zuckt nur leicht mit den Schultern. »Warum nicht?« Dann eben Sonja. In Mustafa hat meine Mutter das perfekte Gegenstück gefunden, mit dem sie durch die

Nächte tanzen, trinken, lachen und stolpern kann. Der Tanzstil von Mustafa ist noch schlechter als Bobby Farrells Gesang bei Boney M. (genau der, der gar nicht gesungen hat). Mustafa hat viele Freunde, die bald auch Sonjas Freunde werden. Mit Mustas hellblauem Käfer tingeln sie von Bar zu Bar. (Das macht man wohl auch nur im Köln der Sechzigerjahre: jeden Schritt mit dem Auto zurückzulegen.) Der Rudolfplatz liegt nicht mal einen Kilometer vom Party-Epizentrum, dem Friesenviertel, entfernt. Immer fährt Musta. Meine Mutter hatte nicht mal einen Führerschein. Brauchte »frau« zu dieser Zeit nicht, ähnlich wie einen ordentlichen Schulabschluss oder eine Berufsausbildung. Sonja hat nicht nur noch nie am Steuer eines Autos gesessen, sie ist bis dahin sogar kaum in einem Auto gefahren. Mit fast dreißig Jahren hat sie noch nie ein Taxi genommen. Das ändert sich nun in dieser Nacht. Die beiden sind auf Tour. An ihrer letzten Station zieht es sie in die Kneipe von Toni und seiner Frau. Der Laden heißt *Zum Zirkusviandel* (was auch immer dieser Name zu bedeuten hat). Sie sind mal wieder die letzten Gäste. Das Wirtspaar hält sich zu so später Stunde nicht mehr zurück, seine privaten Streitereien vor den Gästen auszutragen. »Du Dreckschwein! Pass auf, dat Dir nit die Augen rausfallen. So hässe de der Tussi da eben up den Arsch jeglotzt! Wolltest Du ihren Arsch fragen, ob er noch'n Kölsch trinken will, oder wat? Hat er zu Dir gesprochen? Ja? Hat er? Bestell doch noch schöne Grüße, Du altes Aas!«, kommt aus der einen Ecke. »Wenn ich ein Dreckschwein bin. Wat bis Du dann? Du bist 'ne Drecksau!«, hallt es aus

der anderen. Hier kommt nun als Antwort von der Wirtin ein altes Schnitzel aus der Küche Richtung Theke geflogen. Toni zögert nicht lange und wirft alles, was er an Essensresten hinter der Theke noch finden und greifen kann, in Richtung Küche. »Dat Fleisch war für den Hund! Du dummes Schwein!«, ruft sie. »Ja, dat passt doch zu Dir, Du dreckiges Tier, Du!« Musta und Sonja müssen vor der Theke in Deckung gehen, um nicht auch noch was abzubekommen. Als der Wirt aber mit der Faust auf seine Frau zustürmt, geht Mustafa dazwischen. »Komm, beruhig Dich, Mann!« Doch es ist zu spät. Tonis Faust ist schon in der Luft und landet unsanft mitten in Mustafas Gesicht. »Hä? Was, wieso?« Musta ist so perplex, dass er überhaupt keinen Schmerz spürt. »Ich hab doch gar nichts gemacht!« Er hält seinen Kiefer umklammert und bewegt ihn ein-, zweimal hin und her, um zu testen, ob wirklich alles o.k. ist. »Sicher hast Du wat jemacht! Du Tünnest! Dat biste selber schuld!«, schimpft die Wirtsfrau. »Wat mischst Du Dich auch ein, Du Idiot!«, stimmt ihr Mann in seltener Einigkeit zu. »Komm, lass abhauen«, lacht Mustafa kopfschüttelnd, packt Sonja am Oberarm und zieht sie aus dem Laden, in dem sich die Wirtsleute nun ungestört weiter beschimpfen. Ihr Geschrei ist bis vor die Tür zu hören. »Komm, wir gehen noch ins *Lovestory*«, schlägt Musta vor. Die Tanzbar liegt ebenfalls direkt am Friesenplatz. »Wollten wir nicht nach Hause?« – »Ach, ein paar Whiskey-Cola gehen noch.« Mustafa kann danach nur noch schwer geradeaus laufen. Die Sonne über dem Friesenwall macht sich schon bemerkbar, es dämmt. »Du musst das Auto fah-

ren, ich bin viel zu besoffen«, Mustas Zunge müht sich mit den Worten. Die Augenlider sind auch schon halb im Feierabend. »Nä, ich kann dat nit – ehrlich!« Mama schüttelt vehement den Kopf. »Ach, klar! Das kann jeder. Komm, ich zeig's Dir.« Etwas mühsam robbt sich meine Mutter auf den Fahrersitz rüber, Musta zwingt sich gleichzeitig unter ihr hindurch auf die Beifahrerseite. Man könnte natürlich auch einfach aussteigen und um das Auto herumgehen – aber das ist um diese Uhrzeit und bei dem Alkoholpegel wohl zu kompliziert gedacht. »Na, siehste! Geht doch!«, lobt Musta sie dafür, dass sie richtig Platz genommen hat und die Hände vorbildlich viertel nach und viertel vor auf dem Lenkrad liegen – womöglich aber kommt das Lob ein bisschen zu früh, denn noch hat Sonja den Weg vom Bürgersteig, auf dem das Auto geparkt ist, zur Fahrbahn nicht geschafft. Sonja startet den Wagen. »Tritt mal die Kupplung«, sagt Musta. »Wat? Wo is dat dann?« – »Da, das Pedal ganz links.« Musta legt den ersten Gang ein. »Ich schalte für Dich. Pass auf, jetzt fahr erst mal los. Du musst ganz langsam mit Gefühl Deinen Fuß von der Kupplung nehmen und mit dem anderen das Gas treten. Das ist da rechts.« In Zeitlupe setzt meine Mutter den Wagen in Bewegung. Musta legt den zweiten Gang ein und kramt in der Zwischenzeit eine Kassette mit der Aufschrift »GLK« aus dem Handschuhfach. »Wat is denn GLK?«, fragt meine Mutter. »Na, die Gute-Laune-Kassette.« Mit überschaubarer Tonqualität dröhnt so eine Art Beat-Musik auf Türkisch aus den Boxen. Quasi Beatles turkish style. Die Bandmitglieder von Mavi Isiklar sehen wirklich wie eine anatoli-

sche Version der Pilzköpfe aus. »Helvaci, helva! Seker lok-
umlu helva.« Musta singt laut mit. »Wat is dat?«, fragt
meine Mutter noch einmal ungläubig und muss sich dabei
fast in die Hose machen vor Lachen. Dabei verliert sie lei-
der die Kontrolle über das Zusammenspiel von rechtem
und linkem Bein. Musta guckt zu ihr rüber, sein Mund
steht offen. Der Wagen ruckelt wie bei einem schweren
Schluckauf. Er kann seinen Unglauben nur noch stottern:
»Da-has gi-hibst do-hoch ga-har nicht. Du-hu ka-hannst
ja wi-hirklich kei-hein Au-hauto fa-haren!« Die Oberkör-
per schaukeln dabei vor und zurück. »Ach, komm! Lass
die Karre einfach stehen. Wir laufen nach Hause.« Mustafa
macht nicht lange rum. »Dann können wir im *La Strada*
noch einen trinken. Wilfried und Mirna sind bestimmt
auch da.« Meine Mutter lässt den Wagen auf den nächsten
Bürgersteig zuhoppeln und »parkt«. Das Auto läuft ja
schließlich nicht weg, ebenso wenig wie der nächste Tag.

Es soll ja in jeder Partnerschaft einen Ernie und einen Bert
geben, also einen Partner, der immer lustig ist und viel
Quatsch macht, und einen, der – eben wie Bert – für das
Ernste zuständig ist. Bei meiner Mutter und Mustafa gibt
es allerdings nur zwei Ernies, keinen Bert.